

Die Grenze wird geöffnet! Am Morgen des Silvestertages erhalte ich diesen Anruf aus meinem Heimatdorf an der Zonengrenze. Wird nun endlich auch hier der Weg frei zwischen Niedersachsen und der Altmark, kann die uralte Handelsstraße, die einst von Celle über Wittingen, Diesdorf nach Salzwedel führte, wieder befahren werden?

Erinnerungen werden wach. Bis 1945 gingen hier Handel und Verkehr hin und her über die Grenze, die eigentlich keine mehr war. Kleinbahnen führten von Wittingen aus in die Altmark, nach Diesdorf, nach Beetzendorf, über Brome nach Oebisfelde. Wittingen war für den westlichen Teil der Altmark ein interessanter Ort. Hier fanden regelmäßig Viehmärkte statt in den Hallen zwischen Wall und Achterstraße.

Ich sehe sie im Geist wieder vor mir, die meist grün angestrichenen Schweinewagen, die sich mühsam über Sandwege aus der Altmark zu uns herüberquälten. Von Reddigau, Neuekrug, Höddelsen, Dülseberg kamen sie, am Gelkenberg – plattdeutsch „Gähnenberg“ – vorbei, warfen wohl kaum einen Blick auf den Trigonometrischen Punkt, über dem ein hölzerner Turm über die Fuhren hinwegragte, und von dem man einen schönen Ausblick in die Landschaft hatte.

Der Weg war nicht ausgebaut. Mühsam malten die Räder im Sand. Die Grenze, die einst die Königreiche Hannover und Preußen trennte, soeben noch zu erkennen, ein vielleicht noch einen halben Meter hoher Wall, der Graben nicht viel tiefer. Unmittelbar dahinter ging es über den „Beck“, einen der Quellflüsse der Ise. Die einfache Holzbrücke wurde erst in den dreißiger Jahren durch eine Betonbrücke mit Eisengeländer ersetzt. Der Reichsarbeitsdienst, der in Lüben ein Lager hatte, legte die Reste des Stöckener Teiches trocken. Aus sumpfigem Gelände wurden saftige Wiesen, der Beck wandelte sich in einen „Kanal“. So sagten wir jedenfalls zu dem ausgebauten Fließchen.

das Gebiet und verwehrte uns den Zutritt. Noch war die Grenze aber nicht hermetisch abgeschlossen. So manches Mal klopfte es spätabends oder nachts an unsere Fensterscheiben. Leute, die über die „grüne Grenze“ gekommen waren, fragten nach dem rechten Weg.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatten mehrere Bauern aus Erpensen auch Ländereien jenseits der Grenze erworben, zumeist Wald. Der Dreiß-Schulzen-Hof wurde dabei zum größten Grundeigentümer im Dorf. Dieser Waldbesitz konnte vom Sommer 1945 an nicht mehr genutzt werden. Dabei war man in den folgenden strengen Wintern besonders auf Holz als Brennmaterial angewiesen. Die Kohlenzuteilungen reichten nicht annähernd aus, um eine warme Stube zu haben. Wagemutige Männer aus dem Dorf riskierten es daher, doch heimlich über die Grenze zu gehen. Die wachhabenden Russen wurden durch selbstgebrauten Schnaps bestochen und ließen die Erpenser beim Holzeinschlag gewähren.

Einmal fielen sie dennoch herein. Die Abteilung Russen, mit der man eine Holzfällaktion abgesprochen hatte, war plötzlich versetzt worden. Die neue Truppe wußte nichts davon. Während die Äxte durch die Wälder hallten, tauchten die Soldaten plötzlich vor den Erpenser Bauern auf, riefen „Stoi!“ und nahmen die überraschten Männer kurzerhand fest. Mit ihren Gespannen mußten sie nach Waddekath fahren. Dort sperrte man sie in einen Keller und ließ sie tagsüber für die Russen Holz spalten. Nach ein paar Tagen schickte man sie zurück, doch mit leeren Wagen und nicht mit den Pferden, mit denen sie gekommen waren. Zwei magere Flüchtlingspferde, die die Flucht gerade noch überstanden hatten, mußten die hintereinandergespannten Wagen ziehen. Trotz des Verlustes wertvoller Tiere war die Freude im Dorf groß: Die Rückkehr geschah einen Tag vor Heiligabend. Nun konnte doch leichterem Herzens in den betroffenen Familien Weihnachten gefeiert werden.

Kamen die Preußen mit ihren Viehwagen durch das Dorf, riefen wir Kinder ihnen wenig liebenswürdige Spottverse nach: „Pröschen hebbben in Graben schetten . . .“ und imitierten dabei den andersartigen plattdeutschen Dialekt der Altmark. Bei Gastwirt Thuncke (später Piep) kehrten sie oft ein, um ihren Pferden eine Schnaupause zu gönnen und sich selber ein Glas Wittinger Bier.

Doch die Grenze! Wie oft sind wir als Kinder in dem Gebiet zu beiden Seiten herumgestrolcht, vorzugsweise an den Sonntagnachmittagen. An Werktagen mußte man zu Hause viel zu oft mit Hand anlegen. Die Eltern fanden das „Ströpen“ im Sonntagszeug keineswegs entzückend. „Spinnweben am Kleidchen, Tannadeln im Haar“, wie es in einem Kindergedicht heißt, waren die geringsten Attribute, mit denen wir heimkamen.

Dann das Kriegsende. Die Amerikaner rückten ein, stießen auf deutsche Kampftruppen, die sich aus dem Raum Uelzen nach Süden im Schutz der Wälder der Altmark durchschlagen wollten. Als die Amis von Erpensen aus nach Nordosten vorstießen, wurde einer ihrer Panzer bei Reddigau abgeschossen. Wütend kamen sie aus dem Wald zurück, schossen „aus Rache“ in unser Dorf. Schlachter Schulzens Scheune ging in Flammen auf. Dann wieder hieß es, die deutschen Soldaten in den Wäldern holten sich vom „Rehm“, zwei abseits gelegenen Gehöften, nachts Lebensmittel. Ich weiß nicht, ob es stimmte. Die Amerikaner glaubten es jedenfalls. Plötzlich jaulten Granaten von der Radener Chaussee aus über unser Dorf und richteten an den beiden Bauernhöfen schwere Schäden an.

Die deutschen Truppen hatten bei ihrem Rückzug im Dorf einige Reitpferde zurückgelassen. Wir Jungen meinten, sie bewegen zu müssen, und spannten sie am Sonntag vor einen Kutschwagen. Ab ging es in munterem Trab durch die nahe Altmark. Es war das letzte Mal, daß wir uns dort frei bewegen konnten. Bald darauf besetzte der Russe

Waddekath also. Nach 45 Jahren werde ich es nun wiedersehen. Dieses Dorf, das nicht einmal von den Bewohnern der DDR ungehindert aufgesucht werden konnte. Fremde wurden schon fünf Kilometer vorher zurückgeschickt, wenn sie nicht Verwandte ersten Grades im Grenzdorf hatten. Aber auch dann brauchten sie einen Sonderausweis. Waddekath lag ja bisher unmittelbar an der Grenze im Sperrgebiet.

In den fünfziger Jahren, als bei uns an den Straßen Schilder standen mit der Aufschrift „Dreigeteilt – niemals!“, veranstalteten die Gesangvereine aus dem Raum Wittingen direkt an der Grenze ihre Sängereisen. Von einer Wiese bei der Radener Nachtweide klangen demonstrativ die Lieder in das abgesperrte Dorf Waddekath hinüber. Schüchtern winkte dann wohl jemand aus dem Bodenfenster zurück, hoffend, daß er von den Grenztruppen nicht gesehen wurde. Später standen die Häuser direkt hinter dem nun aufgestellten „antifaschistischen Schutzwall“ ganz leer. Niemand winkte mehr. Manche zogen freiwillig aus dem Dorf weg, weil es hier keine Existenzgrundlage mehr gab, andere mußten auf behördlichen Druck hin weichen. Etliche jetzt leerstehende Häuser beweisen, daß mehr Menschen hier einst Arbeit und Brot fanden. Rund siebzig Einwohner hat Waddekath heute. Um 1900 waren es schon einmal doppelt so viele.

An der Straße zwischen Waddekath und Rade richtete der Bundesgrenzschutz einen Übersichtsstand auf. Wer von dort nach Waddekath hinübersah, wurde von DDR-Grenztruppen aus ihrem hohen Betonturm argwöhnisch mit starken Ferngläsern beobachtet, auch fotografiert.

Manches Mal habe ich dort gestanden und gedacht: Werde ich zu meinen Lebzeiten noch einmal hinübergehen können? Auch ausländische Freunde haben wir immer wieder dort hingeführt.

Nun soll das Tor geöffnet werden. Am Silvesternachmittag stehe ich da. Tausende von Menschen drängen sich auf

der Straße und dem rechts davon liegenden Acker. Der Wittinger Posaunenchor bläst „Nun danket alle Gott!“ Mancher wischt sich verstohlen über die feucht werdenden Augen.

Einige der Herumstehenden wollen wissen, daß die Grenzöffnung auf massiven Druck der Einwohner von Waddekath, aber auch von Diesdorf erfolgt. Der Bürgermeister von Waddekath ist angeblich ein „dreihundertprozentiger SED-Mann“, sagt einer, der nach dem 9. November schon einmal drüben war – auf dem großen Umweg über Bergen an der Dumme. Man soll dem Bürgermeister böse Überraschungen angedroht haben, wenn er nicht wenigstens einen Fußgängerverkehr über die Grenzen Silvester und Neujahr bewirke. Die Drohungen haben offensichtlich Erfolg gehabt. Ein Element aus der scheußlichen Betonmauer ist herausgenommen. In der Nähe des Durchlasses steht ein kleiner Mann, hält zwei Schnapsgläser in der Hand und will wohl mit dem Wittinger Bürgermeister auf die Freigabe des Durchgangs anstoßen. Ob es dazu wirklich kommt, sehe ich später nicht. Das Gedränge der Menschen ist zu groß.

Der angekündigte Zeitpunkt der Grenzöffnung verstreicht. Wie sollen auch die Menschenmassen unbeschadet durch den von den DDR-Grenztruppen zusätzlich ausgehobenen tiefen Graben und durch das im Laufe von Jahrzehnten hoch aufgewachsene Gestrüpp gelangen? Aber vom Landkreis Gifhorn ist Vorsorge getroffen. Obwohl sonst am Nachmittag des Silvestertages wohl kaum jemand noch arbeitet, stehen große Laster mit Kies bereit. Auch eine mächtige Planierraupe ist herbeigeschafft. Schließlich rollt sie auf den Grenzgraben zu, schiebt mit Leichtigkeit Bäume und Gestrüpp zur Seite. Schnell ist die Senke durch den Kies der Kipplaster ausgefüllt. Noch ein paarmal fährt die Raupe hin und her. Der Boden ist geglättet. Der Weg ist frei.

Dann sind die Menschen nicht mehr zu halten. Dicht gedrängt strömen Tausende in das kleine Dörfchen Waddekath. Es ist nicht zu fassen: Man darf durch Mauer und Stacheldraht, durch elektrische Signalanlagen, vorbei an dem drohend in den trüben Wintertag ragenden Betonwachturm, über Betonplatten, die bisher nur von Grenztruppen begangen und befahren werden durften, einfach in dieses Dorf im Sperrgebiet hinein. Der Bahnhof zur rechten Hand liegt schon seit Jahrzehnten still und macht einen trostlosen, verfallenen Eindruck. Ein kurzes Stück weiter drängen sich die Menschen. In einem dunklen Raum, offenbar war es früher die Dorfschmiede, werden kostenlos Getränke ausgeteilt. Sogar einen Weihnachtsbaum mit elektrischen Kerzen hat man aufgestellt. Wir lassen uns eine Tasse Kaffee geben und winden uns dann schnell aus dem Gedränge. Draußen haben Leute aus Hanum, einem Nachbardorf, einen eigenen Ausschank aufgebaut. Nordhäuser Doppelkorn wird hier kostenlos angeboten – solange der Vorrat reicht.

Die wenigsten Menschen, die hin- und herfluten, dürften sich kennen. Zuviel Zeit ist seit 1945 vergangen. Die Generation, die einst Kontakte in die Altmark pflegte, ist alt oder schon weggestorben. Auch wenn es Unbekannte sind, man kommt schnell mit jedem ins Gespräch, immer wieder werden mit wildfremden Menschen freundliche Worte gewechselt. Und immer wieder dazwischen der Satz: Wer hätte das vor zwei Monaten gedacht!

9. November 1989

In Millionen
von Minschen
brinnt lichterloh
en Fүү un lett
de Muur upklöven
in't Oosten
von us Vaderland.
As en Stormwind
bruust een Roop
dörch dat Land:
„Wi sünd dat Volk,
wi wüllt us freemaken
von Schann un
swore Keeden,
de us to lastig sünd
un de us piern doot.
Wi wüllt weller
ween un blieven
een Dütschland,
een Vaderland!“
Man eerst de Tiet
heelt Smart un Wunnen.
Von vörn mööt wi
dat Wark upboon
un överstüür dröff
nix gescheehn.
Mit Hand un Hart
de Welt bewiesen,
dat wi nu goden
Willens sünd,
den Freden to bewahren.

Ewald Hillermann

Uns zieht es in das Dorf. Was hat sich hier verändert? Die meisten Bauernhöfe machen einen ungepflegten Eindruck. Manche sind verfallen. Die Vorschauer an den Wirtschaftsgebäuden sind mühsam abgestützt, um sie vor dem Abbrechen zu schützen. Manche Ecke erkennt man nicht wieder: Hat hier nicht früher auch ein Gebäude gestanden? Das eine Anwesen muß früher einen stattlichen Eindruck gemacht haben; ein Turm für die Tauben mit einer Uhr daran deuten einstigen Wohlstand an. Doch der ist durch die LPGs gründlich heruntergewirtschaftet. Aus den Treppenstufen eines ehemaligen Landarbeiterhauses wächst eine Birke.

Mitten im Dorf eine Kapelle, Backsteingotik, vielleicht im Mittelalter vom nahen Kloster Diesdorf aus errichtet.



Tausende erleben die Grenzöffnung mit

Mein „Kunstführer durch die DDR“ erwähnt das Kirchlein nicht. War es wegen des Sperrgebietes schon abgeschrieben? Doch wohl nicht; am Gebäude haftet ein Schild: Schützenswertes Baudenkmal. Leider ist die Kapelle verschlossen. Gern hätte ich sie von innen gesehen. In meiner Kindheit bin ich nie dazu gekommen, sie zu besichtigen.

Mit dem Besucherstrom lassen wir uns durch das Dorf treiben. Es dürfte auch vor der Teilung Deutschlands nie so viele Menschen gesehen haben. Am Dorfrand einige ehemalige Kleinbauernstellen, An- und Abbauern sagte man früher dazu. Sie machen einen für DDR-Verhältnisse erstaunlich gepflegten Eindruck. Fachwerk, Fenster, Türen gut unter Farbe. Elektrisch beleuchtete Tannenbäume in den Vorgärten. Wir lassen uns sagen, daß die Bewohner verwandtschaftliche Beziehungen zum Westen haben und sich so manches leisten konnten.

Am Wegrand eine Tankstelle, schmutzig, verrostet, verkommen. Die Betriebstankstelle der LPG? fragen wir uns. Ungeschützt steht sie an einer Grundstücksmauer – ein Bild des Jammers.

An einer Wegecke ein altes Straßenschild: Wittinger Straße. Trotz der radikalen Abschottung hatte man offenbar doch nicht vergessen, daß es jenseits von Mauer und Stacheldraht auch Deutsche gibt, mit denen man einst eng verbunden war, die zusammengehörten. Oder sollte man einfach vergessen haben, dieses Schild wegzunehmen? Für manch einen Alteingesessenen mag dieses Schild ein Stück Hoffnung bedeuten haben.

Auffällig am Straßenrand ein großer Kasten mit vielen Fächern. Die Post wird den Einwohnern nicht ins Haus gebracht. An zentraler Stelle sind alle Briefkästen rationell zusammengefaßt. Ein sozialistischer Fortschritt?

In der Dämmerung gehen wir zur offenen Grenze zurück. Wir erfahren durch ein Plakat, daß die Grenze nur provisorisch und nur für Fußgänger über Silvester und Neujahr ge-



Elektrozäune und Stacheldraht sicherten die Sperranlagen

öffnet ist. Die Straße muß für den Autoverkehr erst wieder hergerichtet werden. Das soll aber nur wenige Wochen dauern. Hinter einem Haufen von Betonplatten noch einmal ein Imbiß- und Getränkestand für die vielen Besucher. Ein Stückchen weiter eine Gruppe Jugendlicher, die – durch Lautsprecher verstärkt – mit ihren Instrumenten über das Dorf dudeln: Wir versaufen unsrer Oma ihr klein Häuschen. Etwas krampfhaft wird versucht, Volksfeststimmung zu verbreiten. Aber trotz aller Freude über die Grenzöffnung will das nicht gelingen.

Nachdenklich gehen wir weiter. Auch jetzt wird kein Paß kontrolliert. In kleinen Gruppen stehen Grenzsoldaten der DDR beisammen. Ob sie sich vielleicht die Frage stellen, welchen Sinn ihr Dienst in den letzten Jahrzehnten eigentlich gehabt hat? Warum sie auf jeden Flüchtenden, der aus diesem Elend herauswollte, schießen mußten? Warum sie eigentlich einen freundlichen Gruß, den man ihnen beim Besichtigen der Grenzanlagen zurief, nie erwiderten?

Äußerlich hat sich in wenigen Wochen viel verändert. Bis aber die letzten 45 Jahre von allen auch innerlich verarbeitet sind, das wird wohl etwas länger dauern.

Christoph Beeck



Das war ehemals der Bahnhof in Waddekath.



Aus den Stufen eines verlassenen Hauses wächst ein Baum.



Tankstelle an der Dorfstraße Aufnahmen (7): Ch. Beeck